

Grenlock Woods.

Roman von Josef Treumann.

(13. Fortsetzung.)

„Von Herzen gern; sprechen Sie nicht mehr davon.“

Sie blickte ihn forschend an und sagte: „Haben wir uns vielleicht schon früher getroffen?“

„Nein!“
„Sonderbar; Sie erinnern mich an eine Person, die ich einmal gesehen haben muß, obwohl ich mich nicht entsinnen kann, wann und wo es geschah. Leben Sie wohl!“

Sie nickte ihm freundlich zu.
Er nahm höflich den Hut ab und verbeugte sich. Im nächsten Augenblick flog „Sultana“ mit der Reiterin Grenlock Woods zu.

Mr. Godfrey Grenlock pflegte spät aufzustehen; Ethel hoffte, daß er ihre Abwesenheit noch nicht entdeckt haben möchte. Als sie in die Hauptallee des Parkes einbog, kam ihr plötzlich ein Gedanke in den Kopf. „Ob in der Rosenvilla wohl schon Vorbereitungen für die Rückkehr meiner Mama getroffen werden?“ sagte sie, und schnell schlug sie eine Nebenallee ein, die direkt nach der hübschen Eremitage führte.

Beim ersten Anblick wußte sie, daß ihre Mutter angekommen war. Die Fenster standen offen, Diensthofen liefen geschäftig hin und her.

Ethel sprang aus dem Sattel; sie trat ohne Weiteres in das Haus ein und lief rasch die mit neuen Teppichen bedeckte Treppe zum Zimmer ihrer Mutter hinauf. „Mama! Mama! Ich bin's!“ rief sie, indem sie in's Gemach flog, in welchem Jris vor einem Toiletentisch saß und ihr Gesicht in dem Spiegel betrachtete, während Hannah Johnson von den Haaren ihrer Gebieterin beschäftigt war.

Die Zeit war gnädig mit Jris Grenlock verfahren; ihre dunklen Locken waren noch so üppig wie je und völlig frei von jenen silbernen Streifen, die Alter und Sorgen zu bringen pflegen. Keine Fingerringe entstellten ihr blaßes Gesicht, das noch immer den mädchenhaften Ausdruck ihrer Jugendjahre hatte. Ihre Gestalt war so schlank und schlupfenähnlich wie je, und ihre Schönheit hatte wie in vergangenen Tagen jenen zarten Teint, der uns namentlich bei Licht so sehr entzückt; sie sah zehn Jahre jünger aus, als sie wirklich war — eine Thatsache, die Niemand besser wußte als sie selbst.

Als die Thür aufging und die strahlende Gestalt des jungen Mädchens hereintrat, ließ Jris einen Schrei der Ueberraschung aus. „Ethel! Mein Gott, ist's möglich?“ rief sie, indem sie mit theatralischer Gebärde die Arme ausstreckte. „Mein Kind! Mein geliebtes Kind!“

Mutter und Tochter umarmten einander, wenn auch ohne wahre, innige Zärtlichkeit.
„Wann hast Du die Schule verlassen? Was machst Du drüben im Hause? Liebt Dein Großvater Dich noch so sehr wie je? Hast Du mich ganz vergessen?“ rief Jris, indem sie das junge Mädchen mit der Miene einer Kennerin betrachtete. „Ob, wie schön bist Du geworden! Wo hast Du denn diese vornehme Miene her? Ich bin erstaunt; ich bin entzückt. Du hast die Verheißungen Deiner Kindheit mehr als erfüllt!“

„Mama! Du benimmst mir ja den Athem!“ sagte Ethel lachend. „Wenn eine Tochter des Hauses Grenlock nicht durch ihre Geburt ein Anrecht auf Vornehmheit hat, wer sollte es denn haben? Ich verließ die Schule vor vierzehn Tagen, verleihe mir die Zeit auf die angemessene Weise, und Großpapa liebt mich mit steigender Zärtlichkeit. Beweist mein früher Besuch Dir nicht, daß ich Dich nicht vergessen habe? Wenn Du einen Boten hinüberschicken willst, um Großpapa zu benachrichtigen, daß ich hier bin, so will ich bei Dir bleiben und mit Dir frühstücken; ich habe noch nichts gegessen.“

Jris klingelte und erteilte die gewünschten Befehle.
„Pflügt Du schon zu so früher Stunde auszureiten?“ fragte Jris mit einem Blick auf Ethels naßes Reitkleid; „es war ja ein entsetzliches Unwetter; bist Du davon überfallen worden? Bist Du zu Schaden gekommen?“

„Nicht im Mindesten.“ antwortete Ethel, leicht erröthend, indem sie ihres eben erlebten Abenteuer gedachte; „ich habe ein Obdoax gefunden.“

Hannah Johnson, die noch immer mit der Haartoilette ihrer Gebieterin beschäftigt war, warf zuweilen verstohlene Blicke auf das schöne Mädchen, das sich in einem Fauteuil neben dem Toiletentisch geworfen hatte. „Ich hoffe, Sie erinnern sich meiner noch, Miß.“ sagte sie endlich; „ich bin immer noch bei Ihrer Mama, wie Sie sehen.“

Ethels Augen bligten; sie hatte die intime Dienerin ihrer Mutter stets verabscheut. „Ja, Hannah.“ antwortete sie trocken; „ich habe ein scharfes Gedächtnis für unangenehme Dinge.“

„Mein Gott, Miß, was meinen Sie nur damit?“ fragte Hannah.

„Die Schläge und Prüge, die ich in meiner Kindheit von Ihnen erhielt, fühle ich noch heute so wie vor zehn Jahren.“

„Sie waren damals ein ungezogenes Kind, Miß.“ entgegnete Hannah mit einem häßlichen Grinsen. „Sie verdienen alle Schläge, die Sie bekommen, und Ihre Mama weiß, daß ich Sie dennoch auf den Händen trug.“

Niemand kann sich mehr darüber freuen als ich, daß Sie zu einer so schönen jungen Dame herangewachsen sind, und daß Sie so glänzende Aussichten haben. Wenn Sie erst Herrin von Grenlock Woods sind, so hoffe ich, daß Sie sich meiner Verdienste erinnern werden.“

Der familiäre Ton des Weibes erbitterte Ethel noch mehr. „Ich sehe, Sie sind noch unerträglich geworden, als Sie es früher waren.“ sagte sie.

Hannah lachte höhnisch und sagte: „Oh, ich habe meine Rechte, Miß; Ihre Mama kennt sie, wenn Sie sie nicht kennen.“

Jris sah verdrießlich und beunruhigt dazwischen. „Hannah, wie kannst Du nur so thörichtes Zeug schwätzen!“ rief sie; „kein Wort mehr davon; bring mir meine Morgenrobe aus weißem Kaftun mit den rosafarbenen Atlasbändern.“ Ethel, mein liebes Kind,“ fuhr sie fort, um die Gedanken ihrer Tochter von Hannah abzulenken, „ich habe prächtige Toiletten aus Paris mitgebracht; ich werde sie Dir später zeigen. Ohne Zweifel findest Du mich so alt und verwirrt, daß Du Dich wunderst, wie ich noch für Puh und Staat Sinn und Geschmack haben kann.“

Ethel lächelte. „Du alt, Mama? — Du verwirrt? Du könntest sehr gut für meine ältere Schwester gelten. Nun erzähle mir aber von Deinem lahmen Knie; ist es besser damit geworden? Haben Dir die deutschen Bäder gut gethan?“

Jris erhob sich von ihrem Stuhl, ihre Haartoilette war beendet; ihr zartes Gesicht sah noch so jung und hübsch aus wie vor zehn Jahren; sie war noch immer ein Schmetterling; doch ach, der erste Schritt, den sie vorwärts that, zeigte Ethel, daß es mit ihrem Gebrechen nicht besser geworden war.

„Ich habe Alles versucht; ich habe Tausende von Dollars ausgegeben.“ seufzte Jris; „allein ich werde bis zu meinem Tode lahm bleiben; es ist sehr, sehr hart; Jahre lang habe ich gehofft; Jahre lang hatte ich nur den einen Zweck im Auge, eine Kur zu gebrauchen, um zur Bühne, zum Leben einer Tänzerin zurückzukehren — dem einzigen Leben, das Reiz für mich hat.“

„Sprich nicht so, Mama.“ sagte Ethel ernst.

„Ah, Du kennst den Zauber einer solchen Kunst nicht!“ rief Jris, während eine fieberhafte Röthe ihre bleiche Wange überflog. „Und doch solltest Du ihn begreifen, denn auch Du hast einst Talent; als Kind tanztest Du zum Entzücken. Tanzt Du jetzt noch zuweilen? Hast Du nicht Lust, öffentlich aufzutreten?“

„Nein.“ antwortete Ethel; „Großpapa würde bei dem bloßen Gedanken daran wüthend werden; übrigens habe ich auch keine Neigung dazu, Mama!“

„Der abscheuliche Grausam!“ rief Jris. „Ob er mich noch immer so haßt, wie ehemals? Doch, was liegt daran; es ist genug, daß er gegen Dich so zärtlich ist. Beabsichtigt er, uns ganz und gar von einander getrennt zu halten? Ist es sein Wille, daß Du Dich beständig in seinem Hause aufhältst?“

„Ich glaube das, Mama.“
„Welch' abscheuliche Selbstsucht! Gib mir Deinen Arm, Kind; wir wollen hinuntergehen. Wie stark und behende Du bist! Wollte Gott, ich hätte Deine Jugend und Deine Gesundheit!“

Sie gingen die Treppe hinab; Ethel stützte ihre Mutter. In dem Boudoir war die Frühstückstafel gedeckt, und ein pechschwarzer Page in schwarzer Livree stand mit schneeweißer Serviette unter dem Arm zur Bedienung bereit.

„Polly, Polly! Ich bin Polly!“ trugte eine heisere Stimme vom Fenster her.

Es war der jetzt altersschwache, grüne Papagei.

Ethel fuhr unwillkürlich zusammen. „Du hast also den Vogel noch, Mama?“

„Ja, um Deinetwillen gebe ich ihm das Gnadenbrot.“ antwortete Jris, indem sie eine Krüffel zum Munde führte. „Kind! Jetzt, da wir allein sind, habe ich Dir einige Worte zu sagen. Du mußt Deine Abneigung gegen Hannah zu überwinden suchen; sie ist mir von großem Nutzen, und wenn sie auch zuweilen ein wenig übermüthig wird, wie es bei allen verhätschelten Diensthofen der Fall ist, so hat sie doch ein braves und gutes Herz. Ich bitte Dich, mache sie Dir nicht zur Feindin; sie ist — eine — das heißt, sie ist gefährlich, kann es wenigstens werden. Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß Du Dich freundlich gegen sie benimmst.“

Ethel rief ihre Augen weit auf. „Ich freundlich! Und gegen Hannah Johnson!“ rief die hochmüthige Erbin; „wie kannst Du nur so reden, Mama? Ich verabscheue dieses Weib! Ich kann sie nicht ausstehen, und ich begreife nicht, wie Du sie um Dich dulden kannst; warum gibst Du ihr denn nicht den Laufpaß, Mama? Eine übermüthige Dienerin hat sich stets überlebt.“

„Ethel, Du weißt nicht, was Du sprichst!“ rief Jris. „Wenn Dir mein Wunsch etwas gilt, so reize Hannah nicht; sie ist Dir nicht sehr gewogen — sie hat uns Beide in ihrer — ich will damit sagen, daß ich nach ihren langjährigen Diensten so auf ihren Bestand angewiesen bin, daß ich sie nicht mehr entbehren kann.“

„Ich muß mich über Dich wundern, Mama!“ antwortete Ethel; „ich würde mich nie von irgend einem meiner Diensthofen abhängig machen.“

„Du hast gut reden!“ rief Jris vitriol; „Du bist gesund und rüstig; ich aber wage es nicht, Hannah zu entlassen; ich kann ohne sie nicht leben. Es ist wahr, sie ist in den letzten Jahren sehr anmaßend geworden; sie forbert ungeheueren Lohn, und da ich mich nicht mit ihr zanken will, so gebe ich ihren Forderungen nach. Apropos, Ethel, ich muß Dich um eine weitere Gefälligkeit bitten. Dein Großvater schlägt Dir seinen Wunsch ab; bitte ihn, mir eine Zulage zu meinem jährlichen Einkommen zu gewähren.“

„Mama!“

„Dich wunderst es wohl, zu hören, daß ich mit fünftausend Dollars das Jahr nicht auskommen kann? Bedenke nur die Reisefkosten und die schweren Summen, die ich vergeblich abgab, um von meinem Gebrechen curirt zu werden. Unter uns gesagt, ich stecke tief in Schulden und bin nicht im Stande gewesen, auch nur einen Dollar für die Zukunft zurückzulassen.“

„Aber Mama! Die Sorge für Deine Zukunft kannst Du doch sicherlich mir überlassen.“

„Ja, mein Kind, ich darf Deinem guten Willen wohl vertrauen. Wollte Gott, Godfrey Grenlock wäre erst tot, und Du hättest Dein Erbe angetreten; er hat wahrhaftig lange genug gelebt.“

„Mama!“ rief Ethel bestürzt und erschrocken aus. „O Mama! Wie kannst Du so etwas aus mir denken?“

Jris hatte nicht beabsichtigt, so offen zu sprechen, allein erste Befürchtungen und trübe Ahnungen begannen sie zu quälen. Hannahs Betragen war in letzter Zeit unerträglich geworden, und ein höchst unangenehmes Gefühl der Unsicherheit hatte sich der Herrin der Rosenvilla bemächtigt. „Du liebst ihn natürlich,“ sagte sie nervös; „Du kannst aber nicht erwarten, daß ich Deine Gefühle theile. Nun, mein Kind, verlaß nicht, um was ich Dich bat und nimm die erste Gelegenheit wahr, Dir als eine persönliche Beugung eine Zulage von weiteren fünftausend Dollars jährlich für Deine arme Mama zu erbitten.“

„Bist Du nicht ein wenig verschwenderisch, Mama?“ fragte Ethel ernst.

„Mag sein, mein Kind; allein das ist eher mein Unglück als meine Schuld; ich war mit dem Geschma und den Ansprüchen einer Herzogin geboren. Du solltest mir keinen Vorwurf machen, Ethel, denn Du hast durch unsere Auslösung mit Godfrey Grenlock Alles gewonnen; selbst Hannah Johnson hat sich in meinem Dienst ein hübsches Vermögen erpart. Ich allein bleibe arm, bekümmert, unglücklich. Doch,“ fuhr sie fort, indem sie plötzlich einen anderen Ton anschlug, „ich will nicht weiter über diesen unangenehmen Gegenstand reden; ist der englische Baronet angekommen, und hat Dein liebevoller Großvater den Tag der Trauung bereits festgesetzt?“

Ethel erröthete, sagte sich aber rasch und sagte: „Auf beide Fragen kann ich mit Nein antworten, Mama.“

Jris lehnte sich in ihrem Fauteuil zurück und brach in ein Gelächter aus. „Höre mich an, Kind,“ rief sie; „ich habe die Bekanntheit Deines hochgeborenen Vaters bereits gemacht, des Auserwählten Deines stolzen Großvaters, des vergeblichen Prinzen, der Dich über das Meer nach dem Stammsitz seiner Ahnen führen soll.“

Ethel fragte: „Wie soll ich das verstehen, Mama?“

„Es traf sich ganz zufällig auf dem Dampfer. Wir reisten zusammen von Liverpool ab; er fing an, mich zu beobachten, noch ehe wir den Hafen verlassen hatten. Ich werde nie seckant und traf daher beständig auf dem Verdeck und in den Salons mit ihm zusammen. Am zweiten Tage der Reise entdeckte er meinen Namen, kam mit einer Karte in der Hand zu mir und fragte mich mit der ausgesprochenen Artigkeit, ob ich nicht eine seiner amerikanischen Cousinen sei. Natürlich wurden wir sofort die besten Freunde. Er war während der ganzen Reise mein beständiger Gefährte; seine Aufmerksamkeit gegen mich ging sogar so weit, daß die übrigen Damen an Bord grün vor Eifersucht wurden und allen Ernstes glaubten, daß er mich zu der Seinigen zu machen beabsichtige.“

Ethel fuhr erschrocken auf. „Er ist also angekommen, Mama? — Er ist — wo ist er?“

„Das weiß ich wirklich nicht,“ erwiderte Jris, indem sie ihre Chokolade schlürfte; wir trennten uns an der Werfte von Boston; ich sah ihn seither nicht wieder. Und ich soll die Schwiegermutter dieses Mannes werden! Diese Idee erscheint zu lächerlich, wenn ich an seine neunzigjährige Courmacherei an Bord des Dampfers denke!“

Ethel schob ihren Veller vor sich; ihr Appetit war dahin. „Es freut mich, daß Du den Baronet liebenswürdig und unterhaltend gefunden hast, Mama; es freut mich, daß er Dich bewundert; hätte er dies nicht gethan, so hätte er einen kläglichen Mangel an Geschmack gezeigt.“

„Es ist artig von Dir, dies zu sagen, Ethel. Ich war indessen wüthend über seine völlig Steidigkeit in Bezug auf Dich. Nach unserer ersten Unterhaltung nannte er Deinen Namen nicht einmal mehr; er richtete keine Fragen an mich, zeigte weder Interesse noch Neugierde hinsichtlich des Mädchens, das Godfrey Grenlock ihm buchstäblich — verzeihe mir den Ausdruck — buchstäblich an den Hals geworfen hat. War das nicht kalt und sonderbar? Ich sagte damals zu Hannah, daß ich befürchtete, es möchte nichts aus der Partie werden.“

Ethel blickte unwillig drein. „Mama, es ist nicht möglich, daß Du Deine Würde so weit vergessen kannst, meine Angelegenheiten mit Hannah oder Deinen anderen Diensthofen zu besprechen. Der Baronet ist offenbar ein Mann von gesundem Verstand; ich bin ihm sehr dankbar dafür, daß er dies so deutlich zeigte.“

„Du sonderbares Kind!“ rief Jris lachend; „einen solchen Liebhaber kannst Du Dir wünschen? Wie blaß Du aussiehst! Sage mir aufrichtig, Ethel, bist Du mit dieser englischen Heirath einverstanden?“

„Oh, warum denn nicht?“ erwiderte Ethel, indem sie sich erhob; „wir können indessen unsere Unterhaltung zu einer anderen Zeit fortsetzen, Mama; ich muß jetzt fort — Großpapa könnte über mein langes Ausbleiben unangehalten werden.“

Sie zog ihre Handschuhe aus der Tasche, doch indem sie dies that, flog — oh Entsetze! — Regnaults unglückseliger Brief heraus und fiel dicht vor Jris' Füßen auf den Teppich nieder.

Schnell hob die Herrin der Rosenvilla ihn auf. „Ah!“ rief sie neugierig, „Du erhältst Briefe? Von wem, wenn ich fragen darf?“ Plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus und ihr Gesicht wurde weiß wie Kreide. „Ethel! Oh gerechter Himmel! Welchen Handschrift ist das?!“ rief sie, indem sie aufsprang.

Ethel rief ihr den Brief aus der Hand. „Was ist Dir, Mama? Wie Du mich erschreckt hast; Warum jitters Du so?“

„Den Brief! Den Brief!“ rief Jris; „nimm ihn aus dem Couvert und laß mich hineinklicken!“

„Ich kann das nicht thun, Mama,“ antwortete Ethel mit fester Stimme; „berlange das nicht von mir — Du hast kein Recht dazu!“

Jris erbeute vom Kopf bis zu den Füßen. „Kein Recht!“ schrie sie. „Undankbares Mädchen! Antworte mir: ich will es wissen! Wer hat den Brief geschrieben?“

Ethel war bleich vor Schrecken; sollte sie sich ihr Geheimniß entreißen lassen. „Er ist von einem meiner Lehrer in der Pension, Mama,“ stammelte sie.

„Dein Lehrer? Wie heißt er?“
„Regnault, Mama.“

Die Farbe leuchtete langsam in Jris' Antlitz wieder, doch mit hysterischem Gelächter sank sie in ihren Stuhl zurück. „Wie lächerlich von mir,“ rief sie. „Ich bin noch immer schwach von den Strapazen der Seereise. Diese Handschrift hat mich sehr erschüttert; sie hat so große Ähnlichkeit mit der eines meiner Freunde, der schon seit Jahren tot ist. Es ist natürlich nur eine zufällige Ähnlichkeit; ich hätte es ja wissen können, daß es nicht möglich war; die Toten kehren nur in Sensationsromanen ins Leben zurück. Regnault, Regnault!“ fuhr sie nachdenklich fort, „ich habe den Namen nie zuvor gehört.“

„Es ist kein gewöhnlicher Name, wie ich glaube,“ sagte Ethel, die sich vor weiteren Fragen fürchtete. „Nach mich klingeln, Mama; Du benötigst ein Glas Wein. Soll ich bei Dir bleiben, bis Du Dich besser fühlst, oder soll ich gehen?“

„Ethel!“ antwortete Jris. Ethel ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern verabschiedete sich von ihrer Mutter und ritt davon.

Es war schon beinahe Mittag, als sie das Herrenhaus erreichte.

Tante Pamela trat ihr auf dem Hausflur entgegen und sagte, athemlos vor Aufregung: „Oh, mein liebes Kind, wie tollstest Du uns so erschrecken! Die Hälfte der Dienerschaft ist ausgedient worden, und nach Dir zu suchen. Eile und bleibe Dich an; es ist während Deiner Abwesenheit jemand angekommen — ein Gast aus England.“

Ethel fühlte ihr Herz still stehen. „Sir Gertrude Grenlock?“

„Ja, sagte Tante Pamela; „er ist in der Bibliothek bei Deinem Großvater, und Beide erwarten Dich dort.“

„Wann ist der Baronet gekommen?“
„Vor einer halben Stunde.“

Die Kriess stand bevor! Ethel mußte ihr Kühn die Stirne bieten. Regnaults dunkle, herrliche Augen schienen vor ihr aufzuleuchten und ihr Kraft und Muth einzusprühen; um seinetwillen konnte sie Alles thun und wagen. Sie eilte nach ihrem Zimmer hinauf, gefolgt von Tante Pamela, die sehr eifrig sprach, jedoch zu tauben Ohren. Dort machte Ethel Toilette, indem sie zu sich selbst sagte: „Oh, mein Geliebter! Ich will Dir treu sein; ich werde meinen Schmutz nicht vergessen! Dein bin ich — Dein bleibe ich bis in den Tod!“

„Beilebe Dich, mein Kind!“ sagte Tante Pamela.

Bleich, aber gefaßt, begab sich Ethel mit ihrer Tante die Treppe hinab. Sie hatte ein schwarzes Kleid angezogen und einen Bergknechtstausch an den Hüften gesteckt. Einen Augenblick hielt sie vor der Bibliothek an, um sich zu sammeln; dann öffnete sie die Thür und trat ein.

„Ethel,“ sagte der Großvater, indem er ihre Hand ergriff und sie nach dem Ramin geleitete, „unser sehnlichst erwarteter Gast und Verwandter ist hier; erlaube mir, Dir Sir Gertrude Grenlock von Grenlock Park in Suffolk, England, vorzustellen.“

Langsam und zögernd erhob sie ihre Augen zu ihrem englischen Freier. Er war groß von Statur; ihr Auge hatte mehrere Zoll über ihre eigene Höhe em-

porzuwandern, um seinem Blick zu begegnen. Dann aber fuhr sie erschrocken zurück; das Blut strömte in ihre Wangen, sie versuchte zu sprechen, vermochte aber kein Wort zu finden. Sie stand dem Manne gegenüber, der an diesem Morgen Regnaults Brief am Strand von Bladport aufgehoben und während des Gewitters an der Thüre des alten Boothhauses „Sultana“ gehalten hatte.

18. Kapitel.

„Polly! Polly!“ rief der Hausherr, und „Polly! Polly!“ rief auch die Hausfrau. „Polly! Polly!“ schrie eines der Kleinen. „Polly, ich will ein Butterbrod!“ ließ sich ein Anderes vernehmen.

Das dunkle Mädchen mit den seelenvollen Augen und der schwächlichen Gestalt, die gebildete Sklavin des lärmenden, unordentlichen Steele'schen Haushalts flog Treppe auf Treppe ab, nach der Küche, nach dem Zimmer ihrer Herrin, um mit einem einzigen Paar müder Füße und zwei magern Händen ein Duzend Befehle auszuführen und die Arbeit einer Köchin, Aufwarterin, Mäherin und Kindsmagd zu vollbringen.

Es war eine nachsichtlose, undankbare Brut, diese Steele'sche Kinnerschar. Seit Jahren schon war Polly, die namenlose Waife, der Spielball ihrer Launen gewesen — seit jenem Abend, als Die Bandine sie von dem Hospital nach dem Hause des Doctors gebracht hatte.

Während dieser Zeit war Großmutter Craags „schwarzer Satan“ aus einem Kinde zu einer hageren Jungfrau herangewachsen. Sie hatte eine häßliche Narbe an der Stirn, eine bleibende Erinnerung an den Unfall, der ihr bei dem unglücklichen Versuche, Nan einzuholen, beinahe das Leben gekostet hätte; zwei große braune Augen und ihr üppiges Haar waren ihre einzige Schönheit.

Im Alter von achtzehn Jahren — Niemand vermochte ihr Alter genau anzugeben — gebracht es Polly nicht ganz an Schulkennntnissen; von früh bis spät hatte sie sich zwar für die Kinder abmühen müssen; allein sie hatte auch Zeit gefunden, deren Schulaufgaben mitzulernen; Sonntags saß sie stets mit der jungen Brut um sich her im Kirchentuhl der Familie. Did Bandine, dessen Interesse für die arme Waife die Zeit nicht abzuschwächen vermocht hatte, brachte ihr oft Bücher, die Werke von Schafespeare, vorzügliche Romane, die besten Dichter aller Nationen, sowie gute Geschichtswerke.

„Diese Bücher richtig zu lesen, ist an und für sich eine Erziehung,“ hatte er ihr einmal gesagt; „Du bist zu gewendet Geistes, um in Unwissenheit aufzuwachsen.“

Und Polly hatte die Bücher in den stillen Stunden der Nacht gelesen, wenn die geräuschvolle Familie schlief, und wenn ihr eigener müder Leib ebenfalls hätte der Ruhe pflegen sollen. In jeder Beziehung hatte sie sich ihrer Herrschaft unerschütterlich und unentbehrlich gemacht, allein in Bezug auf die Frage des Lohnes blieb diese summt. Polly war eine unbezahlte Sklavin. Nicht einen Cent hatte sie je für all ihre Mühe und Arbeit empfangen; Alles, was sie erhielt, war ihre Beförderung und Kleidung, und Beides ließ in Quantität und Qualität viel zu wünschen übrig.

Als je älter wurde, fing sie an, sich gegen diese ungeredete Behandlung aufzulehnen; sie sagte sich ein Herz, mit Bandine darüber zu sprechen. „Es war, wie Sie wissen, längst meine Absicht,“ stammelte sie, „etwas Geld zu erparten, um Nan aufzusuchen; wie soll ich dies aber anstellen, wenn ich keinen Lohn erhalte? Ich werde meinen Liebling wohl nie wiedersehen.“

„Was!“ rief Dr. Did, „hast Du Nan noch immer nicht vergessen?“

Pollys mageres Gesicht, das hübsch gewesen wäre, wenn es mehr Fleisch und Farbe befehen hätte, nahm einen wunderbaren Ausdruck an. „Vergessen! In meinem ganzen Leben werde ich sie nicht vergessen! Und sollte ich hundert Jahre alt werden, so würde ich bis zu meinem letzten Athemzug an sie denken und sie lieben.“

„Du gute, treue Polly!“ rief Bandine. „Weim Himmel, ich möchte wissen, ob Nan auch an Dich denkt und ob sie Deiner Treue auch nur annähernd würdig ist.“

Es war ein ungemüthlicher Regentag. Rauch und Nebel hüllten die Stadt ein und erfüllten die enge, unscheinbare Straße, in der die Familie Steele wohnte. Der Nachmittag ging zu Ende. Polly saß mit den Kleinen in der Kinderstube, — mit dem Ausbleiben eines großen Haufens Kleider und Wäsche beschäftigt. Robert und Josef, die größten Plagegeister des Hauses, lagen zu ihren Füßen und rissen Löcher in den ohnehin schon stark abgenutzten Teppich.

Zwei oder drei kleine Mädchen hingen an der Rücklehne ihres Stuhles und amüßten sich damit, ihren Ellenbogen mit Stednadeln zu stechen, während sie dem Scheine nach der kleinen Nan, dem einzigen artigen Kinde der Familie, zuhörten, die auf einem Stuhle neben Polly saß und aus einem Buche laut vorlas; die Thüre ging auf und Dr. Bandine trat ein.

Ein vielschimmiger Freudenruf erscholl durch die Kinderstube. Niemand achtete darauf, wie Pollys Gesicht bleich, dann roth und dann wieder bleich wurde. Die Kinder stürzten insgesamt auf ihren Vater heran;

selbst die kleine May warf ihr Buch hin und sprang von ihrem Stuhl herab. Es dauerte einige Zeit, bis Bandine im Stande war, sich Polly zu nähern und ihr freundlich die Hand zu reichen. „Da bist Du, wie gewöhnlich, von diesen Plagegeistern umringt,“ sagte er. „Wie hager Du wirst, armes Ding! Doch kein Wunder; des Doctors zahlreiche Sprößlinge würden selbst einen weiblichen Hercules alles Fleisches berauben. Komm', Zoe, laß meinen Hals los; ich kam in Gefächeln nach der Stadt und dachte, ich wolle auf einige Augenblicke hierher gehen, ehe ich nach Bladport zurückkehre.“

Polly gab sich keine Mühe, ihre Freude über seinen Besuch zu verbergen; ihre großen, dunklen Augen leuchteten, eine schwache Röthe überflog ihre hohen Wangen; sie ließ ihre Arbeit auf einige Augenblicke ruhen. „Gefällt es Ihnen in Bladport, Doctor?“ sagte sie, „und gebeten Sie dort zu bleiben?“

Eine Wolke beschattete sein gutmüthiges Gesicht; er streckte Roberts' Flachsstock mit solcher Energie, daß dieser jüngste Sprößling des Steele'schen Ehepaares laut zu heulen anfieng.

„D ja, ich werde bleiben,“ antwortete er; „der Ort ist zwar verteuert, gesund, allein ich bin der einzige Arzt dort; meine Aussichten auf Erfolg sind in einem kleinen Städtchen wie Bladport besser als in einer Großstadt, wo unbenittelte Doctoren in jeder Straße wie Pilze emporwachsen.“

„Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?“ sagte Polly ruhig; „Sie sehen bekümmert und niedergeschlagen aus.“

„Der junge Arzt runzelte die Stirne, lachte dann aber hell auf und sagte: „Welchen Scharfblick Du besitzt, Polly! Nun ja, ich gebe zu, daß ich seit einigen Tagen in keiner angenehmen Gemüthsstimmung bin; laß uns an das Fenster treten, so daß die junge Brut uns nicht hört; ich habe Dir etwas mitzubringen.“

So sonderbar es erscheinen mag, kam der junge Doctor oft mit seinen kleinen Anschaffungen zu Polly; ihr ruhiges, sympathisches Wesen flügte ihm Vertrauen ein; überdies wußte nur sie ihn und seine Tugenden richtig zu würdigen. Sie trat daher seinem Wunsche gemäß an das Fenster, während er eine Schachtel mit Bonbons auf dem Tische auslegte, über welche die jungen Steele's sofort herfielen. Er wußte, daß er wenigstens auf einige Augenblicke Ruhe haben würde, und trat nun ebenfalls an das Fenster.

„Wie kommt es nun, Polly,“ begann der Doctor, „daß ich mich immer unwillkürlich zu Dir hingetrieben fühle, um über meine Angelegenheiten zu sprechen, namentlich, wenn diese schief stehen?“

„Ich weiß es nicht,“ murmelte Polly. „Hol mich der Hente, wenn ich es selbst erklären kann, aber Thatsache ist es; ich glaube, daß Du der beste Freund bist, den ich in der Welt habe!“

„Ich?“ erwiderte sie mit wehmüthigem Lächeln. „Nicht doch, es gibt Leute, die sich sehr beleidigt fühlen würden, wenn sie Sie so sprechen hörten.“

„Ganz und gar nicht,“ entgegnete er lachend; „ich bin nicht reich an Freunden, denn an Geld. Polly, ich habe eine ungeheure Thorheit begangen, die schlimmste, die ein Mann in meinen Schuhen nur begehen kann.“

„Mein Gott!“ rief Polly erschrocken; „find Sie — find Sie — in Schulden gerathen?“

Die Steele's waren beständig in Schulden und Polly erkannte die üblen Folgen eines solchen Zustandes aus Erfahrung.

„Unfinn!“ rief Dr. Did; „es ist etwas unendlich Schlimmeres.“

„Sie haben doch Niemanden beraubt oder getödtet?“ stammelte Polly erblassend.

Did lächelte düster und sagte: „Nicht, daß ich wüßte, obwohl den Doctoren Beides zumeilen passiert. Ich will Dir die ganze Affaire in kurzen Worten mittheilen, Polly.“

„Ich bin verliebt — bis über die Ohren verliebt, und die Zauberin, die es mir angethan hat, ist die Erbin eines großen Vermögens, schön wie eine Venus und steht auf der höchsten Spitze der gesellschaftlichen Leiter! Nun sage mir aufrichtig: kann ein Mensch blödsinniger handeln als ich?“

Polly empfand eine plötzliche, seltsame Erschütterung; es war ihr, als ob ihr ein Dolch durch das Herz führe; sie bemerkte indessen ihre Gefühle und sagte: „Nicht — ist es — jemand dort — in Bladport?“

„Ja,“ antwortete Dr. Did, indem er auf seinen rothen Schmirrbart blickte; „das einzige weibliche Wesen, das der Erwähnung werth ist.“

Polly hatte ihr dunkles Gesicht an eine Fensterscheibe gedrückt und starrte nun mit trübem Blick auf die Straße und in den Regen hinaus. „Wie sieht sie aus?“ fragte sie endlich.

„Sie ist das schönste Gesicht auf Erden,“ antwortete er; „weiß wie Schnee, mit Haaren wie von getriebener Golde, Augen wie Veilchen und einer Gestalt, die Worte nicht zu beschreiben vermögen.“

(Fortsetzung folgt.)

— Eine Gvastohter. Mutter: „Hast Du die Bonbons mit Deinem kleinen Bruder getheilt?“ — Eisa: „Gewiß, Mama, ich hab die Bonbons und gab ihm die Berse, weil er gar so gern liebt!“